



Moderne und unmoderne Philosophie.

Von Universitätsprofessor Dr G. Reinhold in Wien.

Wie jede Religion setzt auch das Christentum eine Reihe von Vernunftwahrheiten voraus, welche den natürlichen Unterbau für die übernatürlichen Tatsachen und Lehren bilden, in denen das eigentliche Wesen des Christentums besteht. Die Religion im allgemeinen ist der Inbegriff der vom Menschen erkannten und anerkannten Beziehungen zur Gottheit; diese Erkenntnis und Anerkennung kann aber nur in dem Urteile des Menschen über die Welt ihren Grund haben, insofern er aus der Beschaffenheit der ihn umgebenden Welt das Dasein des Göttlichen und seines Verhältnisses zur Welt und zum Menschen erkennt. Die geoffenbarte Religion enthält allerdings auch Mitteilungen über Lehren und Tatsachen, welche die natürliche Erkenntniskraft der menschlichen Vernunft überschreiten, aber auch hier muß durch Vernunftgründe die Tatsache der Offenbarung feststellbar sein, wenn sie vom Menschen angenommen werden soll. Zudem schließt die Religion die Unterwerfung unter die göttliche Autorität ein und legt dem Menschen gewisse Verpflichtungen auf, welche dem natürlichen Freiheitsdrang nur dann erträglich werden, wenn ihre Berechtigung sicher erkannt ist. Die religiöse Stellungnahme des Menschen ist somit auf alle Fälle bedingt durch sein Urteil über die Weltwirklichkeit und durch die Schlußfolgerungen, die er daraus zieht. Die Fragen aber nach den letzten Gründen alles Seins sind eben der eigentliche Gegenstand der Philosophie, darum ist jede Religion naturnotwendig mit irgend welchen philosophischen Vernunftlehren verknüpft, deren Erkenntnis mehr oder weniger umfassend und detailliert sein, aber niemals ganz fehlen kann.

Man sollte nun erwarten, daß die von der Religion vorausgesetzten philosophischen Grundlehren und daher auch die religiösen Anschauungen selbst bei allen Menschen die gleichen sein müßten, da doch alle Menschen wesentlich gleiche Erkenntnisfähigkeiten besitzen und das gleiche Weltbild vor sich haben. Wenn nichtsdestoweniger eine große Verschiedenheit der religiösen Auffassungen, ähnlich wie auf den meisten anderen Gebieten des menschlichen Geisteslebens, besteht, so erklärt sich dies gerade aus der Natur des menschlichen Erkennens. Tatsächlich gleich sind bei allen Menschen nur die ihnen angeborenen, rein formalen, inhaltsleeren Denkformen, nämlich die sogenannten Denkgesetze (der Identität, des Widerspruches, des ausgeschlossenen Dritten und des zureichenden Grundes); das Material jedoch, auf welches diese Denkformen angewandt werden, wird erst durch die Sinneswahrnehmung geliefert und ist bei den verschiedenen Menschen und auch bei einem und demselben Menschen zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden nach Maßgabe der Eindrücke, die er aus seiner Umgebung aufnimmt, und der Werturteile, nach denen er diese Eindrücke miteinander in Verbindung bringt. Jede Religion hat darum das größte Interesse daran, den philosophischen Unterbau ihres Lehrgebäudes so viel als möglich sicherzustellen und die entgegengesetzten Anschauungen als unhaltbar auszuschließen, wobei selbstverständlich nicht die Autorität allein, sondern in erster Linie die innere Wahrheit der Vernunftgrundlage der Religion maßgebend ist.

Auch das Christentum hat von Anfang an in diesem Sinne zur Philosophie Stellung genommen. Seine Offenbarungslehren vom persönlichen dreieinigen Gott, von der Schöpfung, Erlösung und Heiligung und von der jenseitigen Vergeltung enthalten einen gewissen Schatz von Vernunftwahrheiten, die feststehen müssen, wenn die Offenbarung selbst bestehen soll. Jederzeit hat das Christentum diesen Zusammenhang energisch betont und die Pflege einer „gesunden“ Philosophie verlangt. Schon der heilige Paulus warnt vor den Täuschungen einer falschen Philosophie (Col 2, 8) und er verurteilt mit scharfen Worten jene Lehrer, welche den gesunden Reden unseres Herrn Jesus Christus und der zur Frömmigkeit führenden Lehre entgegenarbeiten (I Tim 6, 3). Auch in der nachapostolischen Zeit bis zur Gegenwart hat die Kirche der Pflege einer gesunden Philosophie immer die größte Sorgfalt zugewandt. Ihre theologischen Schulen haben besonders im Mittelalter den natürlichen Wahrheitsbesitz des

Christentums zu einem geschlossenen System ausgebaut, und zwar mit einer Klarheit, Folgerichtigkeit und Tiefe und mit einer derartig allseitigen Berücksichtigung aller jemals vorgebrachten und überhaupt nur möglichen gegnerischen Einwendungen, daß die Solidität dieser Vernunftgrundlage der christlichen Religion durch keinerlei neu auftauchende Meinungen ernstlich ins Wanken gebracht werden kann. Besonders gilt dies von der Philosophie des heiligen Thomas von Aquin, deren Prinzipien darum von der höchsten kirchlichen Autorität immer wieder als die lautere Quelle wahrer philosophischer Erkenntnis eindringlich empfohlen werden. Die diesbezüglichen Anordnungen Leo XIII. hat der gegenwärtige Heilige Vater nicht nur bestätigt, sondern in mancher Beziehung noch verschärft und in der Encyclica Pascendi vom 8. September 1907 hat er als erstes Mittel zur Zurückdrängung des auf die Beseitigung des Christentums und aller Religion abzielenden Modernismus den Betrieb der scholastischen Philosophie des heiligen Thomas von Aquin in den theologischen Schulen bezeichnet und strenge vorgeschrieben.

Wenn die Kirche sich in dieser Weise gegen die moderne Philosophie zur Wehr setzt, so tut sie es nicht bloß im egoistischen Interesse ihrer Selbsterhaltung, sondern ebenso im Interesse der Wahrheit überhaupt, im Interesse der Vernunft und der Sittlichkeit und der höchsten Kulturgüter, die durch die atheistische Philosophie der Gegenwart bedroht erscheinen. Keines dieser modernen Systeme ist bis jetzt konsequent und allseitig von irgend einer großen Gemeinschaft im Leben durchgeführt worden aus dem einfachen Grunde, weil sie eben nicht durchführbar sind. Gibt es keinen persönlichen von der Welt verschiedenen Gott, so gibt es, mag man die Welt materialistisch oder spiritualistisch auffassen, auch keine sittliche Verpflichtung, kein Recht und kein Gesetz, keine Tugend und kein Laster mehr; die einzige Norm für das Leben ist der Egoismus des Individuums und das allein wünschenswerte Gut ist der augenblickliche Vorteil des einzelnen und die Vermehrung der individuellen Lust, die mit allen Mitteln herbeigeführt werden darf. Nach Spinoza (tract. theol. polit. c. 16) erstreckt sich das Recht der Natur so weit als ihre Macht und jeder darf alles, was er entweder aus Vernunftgründen oder unter dem Drang der Leidenschaften als für sich nützlich erachtet, kraft dieses höchsten Naturrechtes anstreben und auf jede Weise, sei es durch Gewalt oder durch List oder durch Bitten oder auf welche Weise immer, an sich bringen

und konsequenterweise jeden als Feind betrachten, der ihn daran hindert. Das Naturrecht verbietet nur das, was niemand wünscht und was niemand kann, nicht Streit, nicht Haß, nicht Zorn und nicht List. Wenn die Menschen dann, um doch das Zusammenleben zu ermöglichen, ihr höchstes Naturrecht auf den Staat übertragen, so geschieht das nur aus Gründen des individuellen Nutzens und der so mit dem Staate geschlossene Pakt verliert sofort seine Gültigkeit, wenn das Individuum seinen Vorteil nicht mehr dabei findet. Nach diesen offenen Darlegungen Spinozas ist das atheistische Gemeinschaftsleben der Menschen der Krieg aller gegen alle, das Menschengeschlecht wird zu einer Horde von Raubtieren und das wahrhaft menschliche Leben, die Humanität im Gegensatz zur Bestialität, wird vernichtet. Diese praktischen Folgen treten nur deshalb nicht ein, weil nicht bloß der gesunde Sinn der übergroßen Mehrzahl der Menschen an der natürlichen Ueberzeugung vom Dasein eines höchst guten, weisen und heiligen Welturhebers und Weltrichters festhält, sondern weil auch die atheistischen Philosophen die praktischen Konsequenzen aus ihren Lehren nicht ziehen. Abseits vom Weltgetriebe und frei von jeder Verantwortung gegenüber dem öffentlichen Leben kann man ungehindert Theorien aufstellen, auch wenn sie vom Leben nicht bestätigt werden, und der einzelne Philosoph genießt auf jeden Fall das Vorrecht, in der Geschichte der Philosophie wenigstens genannt zu werden, mag auch sein System für das wirkliche Leben ganz bedeutungslos und längst in die Kumpfkammer geworfen sein. Der einzelne Philosoph braucht sich auch an keine Schultradition zu halten; im Gegenteile, seine Aufstellungen erscheinen um so origineller und beachtenswerter, je mehr sie sich von den Anschauungen früherer Denker entfernen. Allerdings haben auch derlei unhaltbare Systeme auf einen Teil der Menschen insofern einen nachteiligen Einfluß, als das Ansehen ihrer Urheber viele dazu verleitet, wenigstens ihre negativen Resultate z. B. die Leugnung des persönlichen Gottes, der Freiheit des Willens, der Unsterblichkeit der Seele anzunehmen. Es wird außer den Fachgelehrten wenige geben, welche Kants Kritik der reinen Vernunft gelesen haben und welche sich mit seinem extremen Idealismus identifizieren, aber sehr viele gibt es, welche die von Kant gezogene Schlußfolgerung der Unmöglichkeit eines theoretischen Vernunftbeweises für das Dasein Gottes mit Vergnügen und mit dem Hochgefühl, Kantianer zu sein, bereitwillig annehmen.

Schon diese praktische Unanwendbarkeit auf das Leben beweist, daß die atheistischen Systeme auch theoretisch den rechten Weg zur Wahrheit nicht eingeschlagen haben, denn die wahre Philosophie besteht doch nicht darin, daß man das wirklich Bestehende als unmöglich und unvernünftig erklärt, sondern darin, daß man die letzten Gründe des tatsächlich Gegebenen erkennt. Allerdings finden sich in jedem philosophischen System auch unbestreitbare Wahrheiten, denn ein lediglich aus Irrthümern zusammengesetztes System ist innerlich unmöglich und könnte überhaupt keinen Anhang finden; aber der Wahrheitsgehalt ist in ihnen nur einseitig verwertet und durch Beimischung falscher Aufstellungen unwirksam gemacht. In der That ist es unschwer, in allen jenen philosophischen Weltanschauungen auch auf theoretischem Gebiete Widersprüche und Inkonssequenzen zu entdecken.

Von den modernen monistischen, d. h. atheistischen Systemen, wie sie Klimke gezeichnet und kritisiert hat,¹⁾ fallen besonders zwei solcher Mängel in die Augen: die Unvereinbarkeit ihrer grundlegenden Sätze mit der Wirklichkeit und die Ausschaltung der Denkgesetze gerade an jenen Punkten, wo die philosophische Reflexion eigentlich erst beginnen sollte. Gilt dies schon von den älteren Formen des Materialismus und Pantheismus, so gilt es in noch weit höherem Grade von ihren neueren Gestaltungen, besonders von dem aktualitätstheoretischen und erkenntnistheoretischen Monismus, welche die ganze Wirklichkeit in ein subjektloses Werden und Geschehen auflösen. Man kann als Materialist wohl mit Worten sagen oder schreiben, es gebe nichts als Stoffe und Kräfte und deren verschiedene Combinationen, aber im wirklichen Leben anerkennt auch der Materialist noch vieles andere: Rechte und Pflichten, Gesetze, Schönheit, Wissenschaft und Tugend, obwohl dies alles nicht bloß aus Stoffen und Kräften zusammengesetzt ist. Ebenso leicht kann man im Pantheismus mit Worten die ganze Wirklichkeit als göttliche Substanz und als deren Attribute, Modi, Erscheinung usw. erklären, aber in der That ist es auch einem Pantheisten ganz und gar unmöglich, die unübersehbare Menge der physischen und sittlichen Uebel, die Leiden und Todesqualen der täglich sterbenden empfindenden Wesen und die fleischlichen und geistigen Laster so vieler Menschen als göttliches Leiden und Tun anzusehen. Deutlicher noch wird diese Unvereinbarkeit mit dem wirklichen Leben bei den eben genannten, gegenwärtig am meisten beliebten Formen des Atheismus, die alles substantielle Sein, nicht

¹⁾ Klimke, der Monismus, S. 383.

nur das göttliche, sondern auch das endliche, leugnen. Diese letztere philosophische Richtung hat seit dem Ausgang des Mittelalters das Gebiet des objektiv-realen Seins immer mehr zu gunsten der Subjektivität eingeschränkt und sich damit immer mehr vom festen Boden der Wirklichkeit entfernt, bis schließlich auch das Subjekt selbst, das doch die ganze Philosophie produzieren soll, als überflüssig fallen gelassen wurde. Wir haben also eine Philosophie ohne Philosophen, nicht mehr „er“, sondern „es“ philosophiert. Von der uns umgebenden Körperwelt, die dem philosophisch unbefangenen Beobachter als derbe und massige Wirklichkeit gegenübertritt, hat man zuerst die sogenannten sekundären Qualitäten (Farbe, Schall, Geschmack, Geruch) als rein subjektive Affektionen aus der objektiven Wirklichkeit eliminiert (Locke). Bald bereitete man den primären Körperqualitäten (Ausdehnung, Figur, Ruhe, Bewegung) das gleiche Schicksal. Nach Berkeley gibt es keinen außer uns und objektiv existierenden Körper, sondern was wir so nennen, das sind Gruppen von subjektiven Empfindungen, die relativ ständig vereint auftreten. Wenn wir z. B. beobachten, daß eine gewisse Farbe, Geschmacksempfindung, Geruchsempfindung, Gestalt und Festigkeit vereint auftreten, so halten wir diese Gruppe von Empfindungen für ein bestimmtes „Ding“, das wir Apfel nennen.¹⁾ Nachdem so die objektiv-reale Existenz der Körperwelt beseitigt und zu einem subjektiven Spiel der Einbildungskraft verflüchtigt war, ging man daran, auch das ganze Innenleben des Subjekts mit seinen Begriffen, Urteilen und Ideen jedes objektiven Wahrheitsgehaltes zu entkleiden, so daß auch auf geistigem Gebiete nichts anderes übrig blieb als das leere Ich mit seinen rein subjektiven „Kategorien“, die uns im günstigsten Falle die Erkenntnis eines „Dinges an sich“ vermitteln, aber keinerlei Kunde über die nähere Beschaffenheit desselben geben, weil alles, was wir davon zu erkennen glauben, subjektive Zutaten sind (Kant). Von der objektiven Wirklichkeit ganz abgeschnitten, baumelte nun nur noch das Ich zwischen seinen Zwangsvorstellungen in dem Wahne, daß die ganze Welt von ihm abhängt (Jacobi), bis man endlich auch das substantielle Ich ganz und gar beseitigte und in eine Aufeinanderfolge von Eindrücken und Empfindungen zerstäubte, so daß von der ganzen Wirklichkeit nichts mehr da war als ein subjektloses „Vorgefundenes“ und „Gegebenes“, wobei „man“ noch unterließ anzumerken, von wem es denn eigentlich vorgefunden und wem es ge-

¹⁾ Klimke, der Monismus, S. 383.

geben ist. Mit den körperlichen und geistigen Substanzen verschwinden auch alle kausalen Zusammenhänge, es bleibt nur die empirische Aufeinanderfolge der gegebenen Vorstellungen, ohne daß eine objektive Ursache weder für das Auftreten dieser Vorstellungen noch für ihre Aufeinanderfolge vorhanden wäre. An die Stelle der Erforschung der letzten Ursachen alles Seins und Geschehens, worin man sonst das Wesen der Philosophie erblickte, tritt die einfache Beschreibung der subjektiven Wahnvorstellungen oder vielmehr die einfache Konstatierung ihres Gegebenseins, die sich jedes Urteils darüber enthält. Zu dieser Art von Philosophie bekennen sich in der neuesten Zeit Razenhofer, Ostwald, Wundt und E. Mach, aber keiner hat diese Gedanken (?) klassischer formuliert als der große F. W. Fichte: „Ich weiß überall von keinem Sein und auch nicht von meinem eigenen. Es ist kein Sein. Ich selbst weiß überhaupt nicht und bin nicht. Bilder sind, sie sind das einzige, was da ist, und sie wissen von sich nach Weise der Bilder, Bilder, die vorüberschweben, die durch Bilder von den Bildern zusammenhängen, ohne etwas in ihnen Abgebildetes, ohne Bedeutung und Zweck. Ich selbst bin eines dieser Bilder, ja ich bin selbst dieses nicht, sondern nur ein verworrenes Bild von den Bildern. Alle Realität verwandelt sich in einen wunderbaren Traum ohne ein Leben, von welchem geträumt wird, und ohne einen Geist, dem da träumt. Das Denken, die Quelle alles Seins und aller Realität, die ich mir einbilde, meines Seins, meiner Kraft, meiner Zwecke, ist der Traum von jenem Traum“ (vgl. Klimke, S. 405).

Das alles läßt sich wohl sagen und schreiben, aber nicht denken und noch weniger auf das Leben anwenden. Wird es auf dem Ratheder gesprochen und in gelehrten Büchern gedruckt, so nennt man es Philosophie; würde aber jemand den Mut haben, in einer öffentlichen Versammlung, etwa im Parlamente, bei einer Gerichtsverhandlung, bei einer Kontraktschließung oder gar bei Geldgeschäften so zu sprechen, so wäre es wohl nicht zweifelhaft, daß man ihn zum Psychiater bringen würde. Das ganze vielgestaltige Leben mit seinem reichen Inhalt, mit seinen Hoffnungen und Befürchtungen, seinen Freuden und Leiden, die ganze Natur mit allen ihren Reichen, die ganze Geschichte, die ganze Wissenschaft mit allen ihren Universitäten, Professoren und Bücherschätzen wird durch diese Philosophie als Traum und Wahn erklärt, ohne Sein und Bedeutung, ohne Ursache und Zweck. Eine solche Philosophie ist keine Erklärung der Wirklichkeit.

Das andere Moment, das an der atheïstischen Philosophie besonders hervortritt, ist die Ausschaltung der Denkgesetze gerade dort, wo das Denken eigentlich erst zu beginnen hätte. Abgesehen von Hegel, der das erste Denkgesetz der Identität ($A = A$) als albern bezeichnete, hat allerdings kein moderner Denker es gewagt, die Denkgesetze selbst als durch die moderne Wissenschaft überwunden zu erklären, weil es sonst überhaupt kein Denken und kein Urtheilen mehr gäbe und weil es keinen Sinn hätte, irgend einen Satz auszusprechen, geschweige denn eine ganze philosophische Weltanschauung zu konstruieren, wenn alles unter derselben Rücksicht zugleich sein und nicht sein kann und wenn Sein und Nichtsein dasselbe bedeutet. Jedes, auch das einfachste Urtheil, das wir fällen, setzt alle vier Denkgesetze voraus. Wenn ich sage: der Philosoph Kant hat existiert, so nehme ich an, daß Kant wirklich Kant ist, daß er nicht zugleich Haecfel ist, daß er nicht zugleich existiert hat und nicht existiert hat und endlich, daß ich einen zureichenden Grund habe, seine Existenz zu behaupten. Damit sind alle vier Denkgesetze gegeben. Auch die Darlegungen der atheïstischen Philosophie müssen darum fortwährend mit diesen Denkgesetzen operieren, sooft sie irgend einen Satz aufstellen oder ein Urtheil aussprechen. Aber man wendet die Denkgesetze nicht auf das gesamte vorfindliche Tatsachenmaterial an, sondern zunächst nur auf gewisse selbstgemachte Voraussetzungen, z. B. daß es außer der Materie nichts gebe, oder umgekehrt, daß es keine Materie, sondern nur Kräfte und Energien gebe, daß nur eine einzige Substanz denkbar oder umgekehrt, daß jeder Substanzbegriff ein unmöglicher Begriff sei, daß die Welt ausschließlich aus sich selbst erklärt werden müsse usw. Wenn man dann auf Grund dieser Voraussetzungen, allerdings immer mit Hilfe der Denkgesetze, zu gewissen letzten Elementen gekommen zu sein glaubt, so werden die Denkgesetze plötzlich suspendiert und auf diese Elemente nicht mehr angewandt. Als angeblich letzte Elemente der Weltwirklichkeit begegnen uns körperliche Atome, unkörperliche Kräfte, ausdehnungslose Kraftzentren, Monaden, Energien, Willenselemente, Vorstellungen, Empfindungen, Eindrücke, Vorgänge nebst Bewegung und Entwicklung und so weiter in bunter Reihenfolge und mit verschiedenen Namen. Damit glaubt man das Räthel des Daseins gelöst zu haben, während doch hier die Philosophie eigentlich erst beginnen sollte mit ihren Fragen, ob denn die Vernunft auch für alle diese Dinge und für ihre besondere

Beschaffenheit einen ausreichenden Grund zu entdecken vermöge, welches der Grund sei für ihr Dasein, für ihre Beziehungen zu einander, für ihre Gesetzmäßigkeit, und welches das Ziel sei, dem sie zustreben. Auf alle diese Fragen erhalten wir keine Antwort und der Weg, auf dem der sinnende Menscheng Geist den letzten Gründen der Dinge nachforscht, wird durch das willkürliche Machtwort abgebrochen, daß solche Fragen sinnlos seien, sinnlos nämlich für den, der den unbittlichen Denkgesetzen nicht weiter folgen und den daraus sich ergebenden Konsequenzen ausweichen will.

Dieser modernen Philosophie, deren Aufstellungen ebensovienig sicher faßbar sind wie die beständig wechselnden Formen des Herbstnebels oder des gestaltlosen Fluglandes, steht in immer gleicher Klarheit und Faßlichkeit das feste Gefüge der theistischen Philosophie gegenüber, in welcher Erfahrung und Vernunft in gleicher Weise zu ihrem Rechte kommen, welche auf das Leben wirklich anwendbar ist und welche die Denkgesetze konsequent bis zum letzten Stadium durchführt. Ihr Grundplan geht zurück auf den größten griechischen Denker Aristoteles, von dem der Geschichtschreiber der griechischen Philosophie, Eduard Zeller, sagt, es sei wohl niemals ein gleicher Reichtum von gelehrten Kenntnissen, eine gleich sorgfältige Beobachtung, ein gleich unermüdlicher Sammlerfleiß mit so viel Schärfe und Strenge des wissenschaftlichen Denkens, mit einem so tief in das Wesen der Dinge eindringenden philosophischen Geiste, mit einem so großartigen, stets auf die Einheit und den Zusammenhang alles Wissens gerichteten, alle Teile desselben umfassenden und beherrschenden Blicke verbunden gewesen. Der Stagirite könne zwar an dichterischem Schwung, an Fülle der Phantasie, an Genialität der Anschauung sowie an Zauber der Sprache mit Plato nicht wetteifern, aber an Vielseitigkeit und Gründlichkeit der Forschung, Reinheit des wissenschaftlichen Verfahrens, Reife des Urteils, umsichtiger Erwägung aller Entscheidungsgründe, an gedrungener Kürze und unnachahmlicher Schärfe des Ausdrucks, Bestimmtheit und allseitiger Ausbildung der wissenschaftlichen Terminologie, an allen jenen Vorzügen, welche das Mannesalter der Wissenschaft bezeichnen, sei er seinem Lehrer Plato überlegen.¹⁾ So ziemlich alle nur möglichen Schattierungen der pantheistischen, materialistischen, idealistischen und skeptischen Philo-

¹⁾ Zeller, Geschichte der griech. Philosophie, II. Teil, II. Abteil, 3. Aufl. 1879, S. 48 f.

sophie, von denen sich auch die modernste Philosophie der Gegenwart kaum unterscheidet, waren bereits vor ihm von den genialen Griechen diskutiert worden; er hat sie alle mit überlegenem Geiste geprüft, ihre Irrtümer ausgeschieden und ihre Wahrheitselemente zu einem alle Teile der Philosophie umfassenden System zusammengestellt. Daß er mit seiner Philosophie nicht in einer erträumten Welt subsistierender Ideen, wie Plato, sondern auf dem Boden der nüchternen Wirklichkeit wandelt, ist bekannt. Von seiner Logik rühmt Kant, daß sie bis zur Gegenwart „keinen Schritt hat rückwärts tun dürfen und keinen Schritt hat vorwärts tun können“ (Vorrede zur 2. Aufl. der Kritik der reinen Vernunft). Sein unvergängliches Geisteserbe wurde dann übernommen vom Christentum und es war ohne Zweifel eine besondere Fügung der Vorsehung, daß die ganze Vernunftgrundlage der neuen Weltreligion ihrem Wesen nach schon lange vor der Entstehung des Christentums von einem heidnischen Denker aufgestellt wurde, so daß die Unterstellung unmöglich ist, als hätten sich die christlichen Denker eine Philosophie nur pro domo geschaffen. Auf dem Wege über die arabische und jüdische Philosophie des Mittelalters drang die Kenntnis des Aristoteles in die Kreise der Scholastik ein. Hier wurden ihre wenigen Mängel auf dem Gebiete der theoretischen und der Sittenlehre verbessert und aus den so geläuterten Prinzipien des Aristoteles hat dann der Fürst der Scholastik, Thomas von Aquin, den Wunderbau der aristotelisch-scholastischen Philosophie aufgeführt, der sich durch seine Solidität, Klarheit und Konsequenz als das mächtigste natürliche Bollwerk der christlichen Weltanschauung bewährt hat. Während der Materialismus bei den Objekten der Sinneswahrnehmung stehen bleibt und die Rechte der Vernunft verkürzt, die idealistischen Systeme hingegen die Realität der Sinnesobjekte vernachlässigen und die Bedeutung und Kraft des Vernunfterkennens überschätzen, schließt sich diese Philosophie eng an die Erfahrungswirklichkeit an, gibt eine klare Orientierung über Ursprung, Wesen und Ziel des Weltgeschehens und verkümmert an keiner Stelle das unveräußerliche Recht der Vernunft auf ihre Denkgesetze. Fast auf jeder Seite der philosophischen Summe (*Summa contra gentiles*) beruft sich der Aquinate auf Aristoteles, den er mit bewundernder Ehrfurcht nur den „Philosophen“ nennt, und dafür, daß er den Stagiriten nicht überschätzte, dürfen wir außer dem oben genannten Ed. Zeller noch

Hegel anführen, welcher dem Aristoteles einen „wohl unübertroffenen scharfsinnigen Verstand“ nachrühmt, sowie Schelling, der denselben Aristoteles als den „eentlichen Lehrer des Morgen- wie des Abendlandes“ und dessen Metaphysik als das „Vernbuch aller Zeiten“ gepriesen hat.¹⁾ Thomas selbst ist übrigens erst in neuester Zeit von Pfleiderer als ein „sehr scharfsinniger Denker“ charakterisiert worden.²⁾

Die Grundgedanken der aristotelisch-scholastischen Philosophie sind ebenso einfach wie einleuchtend. Ihr zufolge entsteht das Weltbild und weiterhin die philosophische Weltanschauung durch zwei Faktoren, durch die Sinneswahrnehmung, von der alles Erkennen seinen Anfang nimmt, und durch die Anwendung der Denkgesetze der Vernunft auf das von den Sinnen und dem sinnlichen Gedächtnis dargebotene Material. Die Sinneserfahrung bezeugt uns zwei große Tatsachen, erstens das Vorhandensein einer Vielheit von Realitäten, die unabhängig von unserer Willkür auf uns Einfluß nehmen und darum ein ebenso reales Sein haben wie wir selbst, und zweitens die Tatsache der Veränderung, welche sowohl das außer uns befindliche Sein als auch wir selbst erleiden. Aus diesen beiden Tatsachen des realen Seins und seiner Veränderungen folgert die Vernunft mittelst ihrer Denkgesetze nicht nur die sämtlichen zehn Kategorien oder obersten Seinsgattungen (die Substanz und neun Arten von Akzidenzen), sondern auch das Abhängigkeits- oder Kausalitätsverhältnis, in welchem das veränderliche und deshalb endliche Sein zu anderen veränderlichen, endlichen Dingen und schließlich zu einem unveränderlichen, unendlichen Sein, dem göttlichen, steht. Aus der Wahrnehmung der Veränderung, die wir zunächst an uns selbst und dann auch an anderen Dingen erfahren, ergibt sich von selbst der Begriff eines in sich existierenden Wesens (der Substanz); die Veränderungen wieder erfolgen entweder hinsichtlich der Quantität oder der Qualität oder der Beziehung, der Tätigkeit oder des Erleidens, des Ortes oder der Zeit, der inneren Anordnung der Teile oder der äußeren Verbindung mit anderem (die neun Arten von Akzidenzen). Da ferner nach dem ersten Denkgesetze jedes Ding sich selbst gleich ist und sich selbst nicht geben kann, was es nicht hat, so kann jede Veränderung nur durch den Einfluß eines anderen Dinges ge-

¹⁾ Hegel, *E. W.*, 3. Bd., S. 228. — Schelling, *E. W.*, II. Abt., 1. Bd. S. 380 ff.

²⁾ Pfleiderer, *Entwicklung des Christentums*, S. 121.

sehen, das nach dem allgemeinen Sprachgebrauche die Ursache der Veränderung genannt wird. Aus dem gleichen Grunde kann das Urerste, von dem alle Veränderung ausgeht, nur das Unendliche sein, das alle Vollkommenheit und Realität in sich schließt, denn nur unter dieser Voraussetzung hat es kein anderes Sein vor oder über sich. Alle übrigen Lehrrsätze der aristotelisch-scholastischen Philosophie sind nur Folgerungen aus diesen wenigen Prinzipien; sie sind das natürliche Ergebnis des Zusammenwirkens von Sinneserfahrung und Vernunfterkennen. Wer sie nicht gelten läßt, spricht der Vernunft die Fähigkeit zur Erkenntnis der Wahrheit ab und verzichtet damit auf jede wie immer zu benennende Philosophie.

Die Grundanschauungen der aristotelisch-scholastischen Philosophie haben die Probe von Jahrtausenden bestanden. Ungezählte Denker haben sich in sie vertieft und die Einwendungen, welche dagegen erhoben werden können, geprüft, nicht bloß aus Liebhaberei, sondern weil ihr ganzes geistiges Leben, all ihr Sehnen nach Wahrheit damit verknüpft war. Sie sind nicht theoretische Kathederphilosophie von Gelehrten, die keinerlei Verantwortung für die praktische Anwendbarkeit ihrer Ansichten tragen, sondern die Lebensphilosophie einer großen religiösen Gemeinschaft, welche mit ihnen nicht bloß die Offenbarungslehre, sondern auch das Denken, Lieben und Hoffen ihrer zahllosen Angehörigen in Einklang gebracht hat. Man versuche es einmal, in ähnlicher Weise das Denken und Handeln einer Millionengemeinde nach den philosophischen Grundsätzen des Pantheismus, Materialismus oder des extremen Idealismus einzurichten und konsequent durchzuführen! Wie möchte wohl ein Gemeinschaftsleben hier auf Erden aussehen, in welchem alles ohne Ausnahme entweder nur Materie oder nur göttliche Substanz ist, in dem es keine reale Außenwelt und keine mit sich selbst identischen Subjekte oder Personen gibt! Nicht einmal die Urheber dieser verschiedenen Systeme haben sie auf sich selbst angewandt, sondern alle Menschen ohne Ausnahme denken und handeln tatsächlich nach jenen Grundsätzen, welche die philosophia perennis, die aristotelisch-scholastische Philosophie, vertritt. Mag man sie auch veraltet schelten, sie ist und bleibt für alle Zeiten modern.

Wenn also von höchster kirchlicher Stelle immer wieder auf die Pflege der scholastischen Philosophie hingearbeitet wird, so geschieht dies nicht minder im Interesse der Wahrheit und des Ansehens der

menschlichen Vernunft als im Interesse der Kirche selbst und die Menschheit sollte ihr dafür Dank wissen, anstatt über unwürdige Bevormundung zu klagen. Es braucht wohl nicht eigens erwähnt zu werden, daß sich die kirchliche Empfehlung der scholastischen Philosophie nur auf die metaphysischen Prinzipien und die daraus sich ergebenden Folgerungen, nicht aber auf das naturwissenschaftliche Material bezieht, das im Mittelalter noch vielfach sehr mangelhaft war. Das haben die beiden letzten Päpste, Leo XIII. in der Encyclica Aeterni Patris und Pius X. in der Encyclica Pascendi, ausdrücklich betont. Die alten Theorien vom ptolemäischen Weltssystem, von der Unzerstörbarkeit der Gestirne, von der Selbstentstehung des organischen Lebens usw. sind heute endgültig überwunden, aber die metaphysischen Prinzipien der aristotelisch-scholastischen Philosophie bleiben so lange unumstößlich und wahr, als es eine menschliche Vernunft gibt. Hier handelt es sich nicht um antiquierte Anschauungen des dreizehnten Jahrhunderts, die unserer Zeit als Anachronismen erscheinen müßten, sondern um die alte ewige Wahrheit, die uns ebenso leuchtet wie die Sonne Homers. Einen Fortschritt gibt es nur in der immer genaueren Feststellung und Erforschung des Tatsachenmaterials in der Natur und der Geschichte, aber die Tatsachen selbst ändern sich nicht und ebenso nicht die Art, wie die Vernunft ihre Denkgesetze darauf anwendet.

Das Motu proprio „Quantavis diligentia“ Pius X. vom 9. Oktober 1911 betreffend die Gerichtsbarkeit der Geistlichen.

Von Dr Anton Perathoner, Auditor der Römischen Rota.

Das Motu proprio „Quantavis diligentia“ Pius X. vom 9. Oktober 1911 über die Verschärfung der Strafe gegen jene Katholiken, welche geistliche Personen ohne kirchliche Erlaubnis vor das weltliche Gericht belangen, hat in der liberalen Presse Oesterreichs und besonders Deutschlands großen Widerspruch gefunden und zu heftigen Angriffen gegen den Heiligen Stuhl Anlaß gegeben. In Deutschland wurde das Motu proprio sogar zu politischen Zwecken und namentlich zur Bekämpfung des Zentrums ausgebeutet. Die Aufregung war aber unnötig. Denn in Wirklichkeit ist genanntes Motu proprio nichts anders als eine authentische Erklärung der Bestimmungen der päpstlichen Bulle „Apostolicae Sedis“ cap. 7. vom 12. Oktober 1869, auf deren strenge Durchführung Papst Pius X. nun dringt. Wer